

Das Hochzeitsgeschenk.

Humoreske von E. Cromé-Schwiening.

Wir müssen uns heute entschließen, Mann, es ist die höchste Zeit!

Ein Knurren vom Sofa her antwortete der junge Frau, deren scharfe Rüge nicht eben von lauter Sanftmuth sprach.

Die dämliche Hochzeit! Ich wollte, die Leute wären dort, wo der Pfeffer wächst!

Aber Mann — es ist doch unsere einzige Ruffine und obenrein betrautet sie den Bruder Deines besten Freundes.

Das man auch nicht einmal am Sonntag seine Ruhe hat, brummte Fritz Martwood, indem er sich ärgerlich auf dem Sofa herumwarf.

ne schöne Hochzeit übrigens! Er hat eine Stelle, die ihn knapp ernährt und ihre paar Pfennige reichen nicht hinten und vorn zum nöthigsten.

Aber sie lieben sich wenigstens! sagte Frau Anna mit einem herben Seitenblick auf ihren Gatten.

Dieser knurrte etwas Unverständliches und weiter an seiner halbberedsamen Zigarre, um nach einer kleinen Weile sich auf einen Ellbogen aufstützend, mit lebhafterem Tone fortzufahren:

Fällt mir übrigens gar nicht ein, noch ein paar 20-Markstücke für ein Hochzeitsgeschenk fortzuschmeißen.

Wir hätten doch irgend ein Stück im Hause, dachte ich, dessen Abgang uns nicht besonders schmerzhaft berühren und das immer noch etwas repräsentirt.

Uns haben sie bei unserer Hochzeit auch nicht gerade mit Kostbarkeiten überhäuft.

Besonders Dein alter Onkel nicht! fiel die Frau bitter ein.

Und auf den sehest Du doch so große Erwartungen. Er wird sich auch zu unserer Hochzeit nobel machen.

Schon nobel hat er sich gemacht, das muß ich sagen!

Der alte Hülse! Klang es wüthend vom Sofa her.

Warum schiddest Du ihm auch eine gedruckte Einladungskarte, eiferte die sich immer mehr ind in Zorn hinredende Frau Martwood.

Hättest Du ihm einen hübschen und freundlichen Brief geschrieben —

Das mich mit Deinen Vorwürfen in Ruhe! Verstanden? Er hat uns gründlich zum Narren gehabt mit seiner alten Kuckuckuhr, die er uns als Hochzeitsgeschenk schickte und uns noch obenrein verhöht.

Und der zornige Hausherr zitierte den Brief des alten Ontels: „Meine lieben Kinder! Als bestes Geschenk schicke ich Euch meine alte Kuckuckuhr.

Sie geht nicht mehr ganz gut, aber der Fritz wird sie schon einmal nachsehen, und dann erkennen, wo es ihr fehlt. Nehmt mein Geschenk auf!“ — Der alte, schäbige Fritz, der!

Es war auch ein bißchen viel verlangt, zu der alten unansehnlichen Kuckuckuhr gleich noch Reparaturauslagen zu haben, stimmte seine Frau ihm bei.

Hast Du Dich denn eigentlich bei Deinem Onkel bedankt?

Nein, gar nicht eingefallen!

Daran ist nun nach Jahr und Tag auch nichts mehr zu ändern, Fritz. Aber nun opfere wenigstens eine Minute mir: was wollen wir dem jungen Paare schenken?

Meinethalben die Kuckuckuhr vom Onkel. Wo ist sie übrigens ablieben? Ich habe sie seit unserer Hochzeitsreise nicht mehr gesehen.

Sie hängt in meiner Speisekammer.

Hat sie Lieschen dort schon einmal gesehen?

Ich glaube nicht. Nein, sicher nicht!

Na, dann sind wir ja die Geschichte los. Auf die alte Uhr sauber ab. Wir sagen Lieschen, es sei uns das theuerste Andenken an den alten Onkel, den das dumme Ding ja mit fast schwärmerischer Liebe verehrt.

So kommen wir um die Kosten eines Hochzeitsgeschenkes herum, sind die alte Uhr und damit die Erinnerung an den trübseligen Onkel los und das Lieschen freut sich am Ende doch wirklich darüber.

Aber nun laß mich einen Augenblick schlafen!

Lieschen war eine reizende Braut in ihrer schlichten Einfachheit und ihr Willkür ein erster Bräutigam, wie es sich ziemte. Fritz Martwood und Willys Bruder waren Trauzeugen und sie kamen auch mit ihren Frauen ein Stündchen in das kleine Heim der Neuwermählten, zu einem recht bescheidenen Hochzeitsessen.

Die beiden älteren Ehepaare mochten wohl fühlen, daß hier heute das Glück seinen Einzugs hielt, das ihnen selbst fremd geblieben war und sie brachen vorzeitig wieder auf.

Die beiden Neuwermählten nahmen ihnen das nicht im entferntesten übel, denn nun erst nahmen sie ihr kleines Reich allein und ganz in Besitz.

Nun erst packten sie freudestrahelnd die wenigen Geschenke aus, die ihnen zugehört worden waren.

Wöhlisch stieß Lieschen einen hellen Freudenstreich aus. „Ontels alte Uhr — nein, daß Fritz und Anna sich von der trennen konnten, um mir damit eine Freude zu machen — wie lieb von ihnen! Dafür bekommt die Anna, wenn ich sie wieder sehe, einen herzlichen Kuß!“

„Aber Schatz, sie geht ja nicht!“ „Gleich morgen tragen wir sie zum Uhrmacher, nicht wahr, Willy, diese Freude machst du mir!“

bat die junge Frau, die mit ihrem rosigem Gesichtchen so lieblich aussah, daß Willy ihr das Haupt des Sultans von Marokko versprochen hätte, wenn sie es verlangt haben würde.

„Gleich, Schatz! Aber weil wir von deinem alten Onkel reden — du hast ihm doch so herzlich geschrieben und er hat nicht einmal einen Glückwunsch geschickt.“

Sollte der Martwood nicht doch recht haben, wenn er einen hübschen alten Sonderling schickt?

Nein, das ist er nicht, ganz und gar nicht! rief Lieschen. „Er ist alt und menschenscheu geworden, denn er hat im Leben viel Schmerz und Höflichkeit erfahren. Aber ich habe ihn schon als Kind lieb gehabt und ich bin sicher, in seiner Brust wohnt ein goldenes Herz.“

Ich kenne den alten Onkel, er liebt die Ueberraschungen und ich glaube, wir erhalten eher von ihm ein herzliches Wort für unsern neuen Lebensweg als wir denken!“

Die Sonne, die am anderen Morgen so warm und hell durch die Fenster schien, fand ihren Widerschein auf den Gesichtern des jungen, glücklichen Paares.

Sie wußten, daß sie für dies Leben in Glück und Leid untrennbar zusammengewöhnt und das Gefühl dieser ruhigen Gewißheit war bei ihnen eingelehrt.

Als Fritz Martwood an diesem Morgen in's Geschäft ging, blieb er plötzlich wie erstarrt stehen. In der Nähe seines Hauses traf er nämlich auf einen alten grauhäutigen Mann in schlichter Lederkappe, mit einem dicken Knotenstock in der Rechten.

„Onkel Johann, du hier?“ „Ja, mein Junge. Ich wollte dich mal überraschen und dann auch das kleine Lieschen besuchen, das gestern geheiratet hat. Ich bin kein Freund vom Hochzeitsgelärm, sonst wäre ich auf deine schöngebruderte Einladung gewiß gekommen. Das Ziel ist nicht so vornehm, die hat nur eine Stahlfeder und einen billigen Briefbogen dazu genommen.“

„Onkel, meine starke Beschäftigung damals —“ „Bist! Ruhig! Kein Wort der Entschuldigung. Ich verstehe das vollkommen. Ist ja auch mit den gedruckten Karten viel moderner und nobler. A propos, geht denn die Uhr, die ich als kleines Andenken gab, wieder gut?“

„Sehr gut, Onkel — nur —“ „Sieh mal an,“ unterbrach ihn der alte Herr und in seinen Augen, von den mächtigen weißen Brauen überschatteten Augen bligte es etwas spühbüßig auf. „Das freut mich aufrichtig. Dann habt ihr also die Uhr noch immer! Ich freue mich aufrichtig, sie noch einmal bei euch zu sehen.“

O weh! Nun hieß es, mit der Wahrheit herauszürden.

„Du liebst mich vorhin nicht ausreden, lieber Onkel!“ sagte Fritz Martwood etwas verlegen. „In die hübsche moderne — hm! — Einrichtung meiner Frau packte die einredende — hm! — aber doch etwas altmodische Kuckuckuhr nicht recht und da haben wir sie —“

„Doch nicht etwa verdröbelt?“ fragte der Alte streng und höflich. „O nein! Wie kannst du nur so etwas denken. Wir dachten nur — an — Lieschen muß mit ihrem Manne klein anfangen — sie haben eine bescheidene Wirtschaft. Dori kommt deine schöne Uhr so recht zu Ehren. Und deshalb haben wir sie gestern dem jungen Paare als Hochzeitsgeschenke —“

Die Züge des Alten hatten sich mit jedem Worte mehr aufgehellt. Jetzt schlug er dem Kesseln dorb auf die Schulter.

„Das habt ihr recht gemacht! Das hat meinen vollsten Beifall!“ rief er. „Und nun geh in dein Geschäft, mein Junge! Ich habe auch noch allerhand zu besorgen. Dann komm ich auch wieder bei dir vor.“

„Wißt du nicht zum Essen —“ „Nein, mein Junge! Sieh mal, in deine neue moderne Einrichtung paßt doch ein altes Möbel, wie ich, gewiß nicht hinein, namentlich zur Dinerstunde. Na, leb wohl einwillen!“

Und mit einem neuen Schlag auf die Schulter verabschiedete sich der Alte

von Fritz, der etwas betreten seines Weges weiter zog. Eine leise Ahnung, daß das Fortgehen der Uhr doch wie der Alte behauptet hatte, nicht so recht gewesen war, beschlich sein Gemüth und ließ ihn verstimmt an seine Tagesarbeit gehen.

In dem kleinen Wohngemache des jungen Paares lag auf dem abgeräumten Kaffeetische die Kuckuckuhr, und Lieschen wollte gerade aus der Küche Papier holen, um sie einzuwickeln und zum Uhrmacher zu tragen, als ein derbes Pochen an die Thür erschall und das erklaunte „Herein!“ des jungen Ehemanns Onkel Johanns Gestalt in das Zimmer trat.

Mit einem Freudenstreich warf sich Lieschen an des Alten Brust.

„Sagte ich dir's nicht, unser guter alter Onkel wird uns seinen Glückwunsch nicht schuldig bleiben,“ rief sie strahlend ihrem Manne zu. „Nun bringt er sich selbst! Tausend, tausendmal willkommen in unserm kleinen Heim. Ist es nicht wunderhüßig hier? Und sieh nur, Ontelchen, welche besondere Freude uns Martwoods gemacht haben — deine liebe alte Kuckuckuhr ist nun bei uns, sie soll uns nur allüdtliche Stunden schlagen!“

„Ja, geht sie denn auch?“ lachte der alte Herr, in dessen Augen es seltsam zwinkerte, als er sich so herzlich empfangen sah.

„Ja, den! nur — auf ein Haar hättest du sie nicht gesehen! Ich hatte schon einen Bogen Papier geholt, um sie einzuschlagen und mit meinem Willkür zum Uhrmacher zu bringen; ich kann die Zeit kaum erwarten, wo ich ihren frühlichen Kuckuckruf hier in unserm kleinen Heim höre.“

„Wartet mal, ihr lieben Leute,“ sagte der Alte und trat an den Tisch. „Den Uhrmacher können wir sparen. Ich kenne das Liebel, an dem die Uhr trinkt. Wenn wir das besitzigen, kommt sie leicht wieder in Gang. Und nun paßt einmal auf!“

Der Alte setzte sich an den Tisch, während Willy und Lieschen aufmerksam seinem Gebahren folgten. Aber sie stießen einen Ruf der Ueberraschung aus, als sie sahen, wie Onkel Johann die Thür der Uhr öffnete und zwischen dem Holzraderwerk derselben ein mehrfach zusammengelegtes Papier hervorzog.

„Das ist das Liebel, an dem die Uhr trinkt!“ sagte er fröhlich. „Ich glaube, es sollte in andere Hände kommen und nun danke ich dem gütigen Geschick, daß es dies Blatt in die ertigen legt. Denn ihr, die ihr Achtung vor dem alten Onkel und seinen Sachen habt, ihr werdet auch guten Gebrauch von dem machen, was dieses Schreiben euch zuweist.“

Mit bebenden Händen und bleichem Antlitz öffnete Lieschen auf Geheiß des Ontels das Papier. Es enthielt nur wenige Worte in des Alten steiler träftiger Schrift:

„Den Besizern dieser Uhr vermache ich nach meinem Tode mein Gürtchen Kleinhagen mit allem Inventar.“

„Willy,“ rief erregt die junge Frau, als sie gelesen. „Wir dürfen die Uhr nicht annehmen. Martwoods wußten nichts von diesem Schache in der Uhr, der ihnen und niemandem anders zuzommt!“

„Galt!“ rief der Alte. „Die Uhr bleibt euch und das Dokument dazu. Ich danke Gott, daß er es noch zu meinen Lebzeiten in die richtigen Hände geleitet hat. Ihr seid meine Erben, ihr lieben Leute, und nicht jene, die des alten Ontels Geschenk nicht werth zu halten wissen, und damit basta!“

Wunderte sich Fritz Martwood schon, daß Onkel Johann weder an diesem noch am nächsten Tage zu ihm kam, so konnte sein Verrger keine Grenzen, als er von des Ontels Hand die nöthige Aufklärung erhielt.

Lieschen und ihren Gatten aber hat das Glück nicht stolz gemacht. Sie sind bescheiden geblieben und sind — glücklich.

Vergeltlich. Chef: „Wenn der Maier morgen nicht zahlt, schreiben Sie ihm einen ganz energischen Mahnbrief.“

Buchhalter: „Ach, das hilft doch nichts, der ist Sammler von Mahnbriefen.“

Andenankungsstache. Onkel: „So oft ich Dich aufsuche, fikt Du im Wirtshause.“

Student: „Aber lieber Onkel, ich kann doch nicht den ganzen Tag zu Hause sitzen und auf den Gelobtrichter warten.“

Berwandlung. Du, Fräulein Clara, der Blauschirmpf hat sich gestern verlobt.“

„Na, jetzt ist sie schon mehr Glückstrumpf.“

Kein Wunder. Frau: „Unsere Gouvernante scheint sehr ungeliebt zu sein, die versteht mich ja gar nicht, wenn ich Französisch mit ihr spreche.“

Gatte: „Aber, Kind, das ist ja kein Wunder, die ist ja eine Französin.“

Nach Vorschrift. Epigraube (einen Kollegen besuchend, dessen Frau erkrankt ist): „Wird dieser schmerzliche Wein Deiner Frau auch bekommen?“

„O ja; den habe ich direkt nach ärztlicher Vorschrift gestohlen!“

Ein Glückswechsel.

Stizze von Gustav Loessel.

In ernste Gedanken versunken, wandelte ein junger Mann durch die Menge. Mehr mechanisch als aus irgend einem Interesse blieb er ab und zu stehen, um ein Schaufenster zu betrachten oder einen Blick über den Jahrdamm zu werfen, dessen mittägliches Wagengeklirr oft zu größeren Störungen und erregten Szenen den Anlaß gab.

Seine Haltung und Kleidung ließ den Planer erkennen. Und solcher vornehmen Müßiggänger gab es jetzt viele auf den breiten Fußsteigen zu beiden Seiten der Straße. Freilich, der Gleichmuth, mit welchem diese auf die Menschen und die Dinge blickten, hatte eine ganz andere, mehr heitere Färbung als der, welchen der Fremde zur Schau trug.

Er ging an all' den vornehmen Restaurants vorbei, in welche jene jetzt einzeln oder in Gruppen eintraten. Gern wäre er ihnen gefolgt. Ihn trieb nicht die Langeweile, welche immer neue Ablenkung verlangte; ihn trieb der Hunger. Aber zwischen ihm und jenen silbernen Schüsseln und blintenden Potalen, denen ein feiner würziger Duft entströmte und hinausdrang bis auf die Straße, stand das graue Gespenst des Elends. Es grinst ihm an und wies mit magerem Finger nach den geschmackvoll gedeckten Tischen. An Platz fehlte es nicht, dem Mann diesseits der großen Spiegelscheiben aber an Geld.

Er kam von einem langen ermunternden Spaziergang aus dem Stadt-park zurück, um nach Hause zu gehen. Die Zünge lebte ihm am Gaumen. Wie gerne hätte er dort drinnen eine kurze Rast genommen und bei einem Becher Wein sein Leid vergessen. Es war ihm nicht vergönnt. Nach Haus!

Seine Gedanken flogen jener Stätte zu, wo sonst das Glück einget. Er hatte sie verlassen, vielleicht für immer! Ein Saufzer hob seine Brust. Ein rasches unüberlegtes Wort hat ihn seine Beamtenschaft gelöst; Stolz verschloß ihm den Mund zu einer Bitte. Er mußte sich in seinem Recht, so meinte er, und nun trug er sich seit Wochen mit dem Gedanken der Neugestaltung seiner Verhältnisse, zu der er, aus einer langjährigen Gewohnheit herausgerissen, den Schlüssel nicht finden konnte. Auf sich allein angewiesen und den Annehmlichkeiten des Lebens nicht abhold, hatte es nie zu Ersparnissen gereicht. Und auf einmal war man vis-a-vis zu rieh. Wie schnell das im Leben oft geht! Ein Glückswechsel...

Vorher! Na, wenn es ihn allein getroffen hätte — aber Weis und Kind... Sein Auge schimmerte feucht. Auch sie! Und alles das durch ihn... In seiner Seele wog es Nacht. Und die Schatten verdrängten sich, sie dringen hinaus und fallen auf alles, das in seinem Auge sich spiegelt.

Wöhlisch stammte es bligartig auf in dieser Nacht. Er sieht eine Zahl, eine Summe. Die Menschen stehen zu Hauf, ein Stimmengewirr schlägt an sein Ohr. Man sieht die eben ausgehängten Gewinnnummern im Schaufenster eines Lotterietempoirs, und die Zahl da mit der die 10,000 daneben, das ist... Seine Hand zuckte nach der Seitentafel. Nicht da! Weg!... Nein... Er produzierte und entfaltet mit zitternden Fingern ein klein zusammengefaltetes, bunt bedrucktes Blättchen. Sein Loos! Die Nummer hat er längst schon auswendig gelernt... Es ist sein Loos. Er hat gewonnen!

Sein geheuchelter Gleichmuth hat diesem jähen Glückswechsel nicht Stand gehalten. Einer raunt es dem andern zu: „Der ist's! Der hat die 10,000 gewonnen!“ Als er bald darauf mit freudestrahlendem Gesicht in stolzer, zuversichtlicher Haltung das Kontor wieder verließ, folgte ihm manch neidischer und haßerfüllter Blick. Er, der eben noch gänzlich unbeachtet gewesen, ist wieder jemand geworden. Er hat Freunde gewonnen. Er weiß es nicht. In seinem Innern tobt ein Aufruhr. Neue, gewaltige und süßne Pläne schwellen seine Brust. Er geht die Straße entlang, ohne gleich zu wissen, wohin, denn alles scheint ihm wie verwanbelt. Wie alles um ihn laßt! Wie fröhlich die Menschen sind! Ueber allem ruht ein Hauch seines inneren Glückes. Sein Schritt ist elastisch. Er wächst über die Menge hinaus. Dann wieder steht er still. Er ringt nach Fassung — Ueberlegung. Wenn er jetzt eine Drofschte nähme und nach Hause führe... Seine Gattin ist ja ahnungslos! Nichts so Gewaltthames. Er muß erst selber wieder ruhig werden...

Er steht an einem der vornehmsten Restaurants. Wie geringfügig die Blide dieser Eleganten an ihm herniederlegen, welche eben an ihm vorbei hineingehen! Das flacht seinen wieder erwachten Stolz. Er folgt ihnen. Jetzt kann er's ja. Sie sollen sehen, daß er mit ihnen auf gleichem Fuße leben kann, daß er mehr Geld in der Tasche mit sich herumträgt, als sie vielleicht besitzen. Diese Genugthuung darf er sich nicht verlagen. Auch darf er einer Stärkung und heute ist ihm das Beste eben gut genug!

Mit Absicht wählt er einen Tisch nächst dem Kassaier, welche von dieser Nachbarschaft wenig erbaut scheinen. Nun gerade! Er spielt sich als Gourmand auf und laßt in seinem Herzen über die dummen Geschlechter der aufgehenden Tafelrunde. Nie hat ihm eine Neugier so gemundet; er hat auch noch nie in seinem Leben so opulent gegessen. Der Wein ist köstlich. Aller-

dings — paß, nur die Bettler rechnen. „Garcon, noch eine Flasche Wein!“ Nun ist der große Moment gekommen. Er nimmt die vollgepfropfte Briefstasche ostentativ heraus. „Hier, wechseln Sie mir einen Tausender!“ Das Blatt flattert über den Tisch, als wär's ein Fehner. Ein allgemeines Aufschreien ringsum. Man tauscht bedeutungsvolle Blicke. Dämon-Gold hält alles in seinem Bann. Seine Extravaganzen sind bekannt. Er hat diesen armen stellenlosen Menschen auf seinen Thron gesetzt und Niemand erkannte die falsche Majestät. Man huldigt ihm wie einem Kröfus. Von seinem Tische spinnen sich goldene Fäden nach dem Nachbarisch hinüber. Ein geringfügiger Anlaß und die Bekanntheit ist gemacht. Hohe Namen klingen an Edgars Ohr. Er selbst ist von Adel. Aus der Hüllen entwickelt sich eine lächelnde Tafelrunde. Ueber das Dessert fliehet in immer breiteren Strömen der Sekt...

In einem halb dunklen stillen Diwanwinkel erwacht Edgar aus halber Bewußtlosigkeit. Die lustige Tafelrunde ist zerbrochen. Eine Schale schwarzen Kaffees soll die jetzt so lästigen Geister des Weins aus seinem Gehirn treiben. Luft! Er wankt in guter Haltung hinaus. Die Kellner verneigen sich tief. Die Thüren fliegen vor ihm auf. Nur keinen Wagen! Diese Erfrühtungen... Nach so reichlichem Mahle eine kleine Bewegung... Das ist mal so bei vornehmen Leuten.

Edgar hat sich allmählich auf sich selbst und seine jüngsten Lebensbisse besonnen. Er ist spät geworden. Der Abend breitet seine Schleier aus. Sein armes Weis! Wie sie sich um ihn ängstigen mag! Leise weht ihm die Kue an, daß er sie, die so treu im Unglück zu ihm gestanden, an diesem Freudenmahle nicht zu theilnehmen lassen. Nun, er wird nichts verrathen, und der Tag ist noch lang. Er bringt ihr ja frohe Kunde...

Nach einmal steht er still; noch einmal wird es Nacht in seiner Seele. Die Zahlen fliegen wieder darin auf, aber wie von Teufelshand gemalt, in Zickzacklinien, unleserlich, entstellt. Seine zuckenden Hände zerwühlen seine Taschen. Sie zaubern keinen Haufen Banknoten mehr daraus hervor. Banknoten und Briefstasche sind fort. „Verstoßen!“ jähret er jammernd auf. Mit leisem Hohnlachen zerklammert die Geister des Weines im Abendnebel. Der legt sich mit Bergesloß auf seine Brust. Neugierige umdrängen den erregten Menschen, der wirre Reden führt. Ein Schußmann kommt und zerstreut die Menge. Er führt ihn aus dem Gewimmel. Edgar will ihm erklären. „Schon gut, schon gut!“ ruft er ärgerlich. „Machen Sie nur, daß Sie weiter kommen, sonst muß ich Sie verhaften.“

Der unglückliche Mann geht weiter. Es ist Nacht geworden. Immer klarer, immer deutlicher kommt ihm das Schreckliche zum Bewußtsein. Ein Glückswechsel... Es war ein Traum, ein Raubst. Er ist erwacht. Nur eine kleine Summe in Gold, und für ihn jetzt wieder so bedeutend, verkehrt ihn, daß er noch vor ein paar Stunden ein Vermögendes gewesen, welches ihm und die darbenenden Seinen vor aller Noth hätte bewahren können — für immer. Zum zweiten Male sollen sie unglücklich werden durch ihn. Freilich, sein Weis war ahnungslos, und wenn er schweigt. Aber nein, da drinnen spricht eine Stimme, der er nicht Schweigen geüben kann. Bleibt sein Mund auch stumm, sie wird ihm zufluchen: „Gleude, Du hast das Glück, das sich Dir bot, mit Füßen getreten; Du hast um Deines abernem Stolzes willen Deine Zukunft düster und traurig gestaltet, wie Deine jüngste Vergangenheit es gewesen. Du bist der Auszeichnung nicht werth, die Dir von ungezählten Tausenden zugehört worden. Ende wie Du begonnen!“

Wie von Furien verfolgt, war er die Straße hinaus gestürzt. Wohin, das war ihm gleich. Nur nicht nach Haus! Nur Weis und Kind nicht sehen und aus ihren Augen eine stumme Anklage lesen. Eine letzte schwache Hoffnung bleibt ihm noch. Er will zur Polizei, aber vorher noch nach dem Restaurant zurück, um zu fragen, ob man dort ben einen oder den anderen der Herren, mit denen er zusammen gejeht hatte, kenne. Nur sie können die Diebe sein. Gelängt es nicht, sie heute noch einzuholen und dingfest zu machen, dann sieht er doch von seinem Gelde nichts wieder. An der Verhaftung ist ihm nichts gelegen.

Da — da ist das Haus! Sein Athem stockt. Sein Herz steht still. Raum vermag er die Füße zu den wenigen Stufen zu erheben. Es sind noch Gölle drinnen, man sieht sie durch die großen, leicht verhängten Fenster. Er wankt hinein, wie er hinausgewankt. Jetzt aber ist er nicht mehr. Kein bekanntes Gesicht! Doch da, der Kellner! Er hat sie bedient. Wohl in Erinnerung des reichen Trinkgelbes kommt er dienstfertig auf Edgar zugeeilt.

„Ihre Briefstasche — hier ist sie! Ich fand sie dort in der Diwanede, als ich Licht anzündete. Bitte, wählen Sie nach. Es wird nichts fehlen.“

Edgar zählte nichts nach. Keines Wortes mächtig, reichte er dem ehrlichen Finder ein paar Scheine hin und dann, die Briefstasche trampfhaft festhaltend, stürmte er fort — nach Hause!

Vertheidigung. Rechtsanwält: „Daß der Angeklagte ein gutes Herz hat, geht schon daraus hervor, daß er die gestohlenen Sachen seiner Schwiegermutter geschenkt hat.“

Herr Bismarck in de Lauenburger Bauern.

betitelt sich eine wahre Geschichte, die Karl Theodor Gadeberg in seinem Buche: „Was ich am Wege fand“ mittheilt. Nachdem Kaiser Wilhelm I. seinen Reichstanzler den Sachsenwahl geschenkt und der Fürst seinen Einzug in Friedrichsruh gehalten hatte, rechte sich überall im Kreise des Herzogthums Lauenburg der Wunsch, den berühmtesten Mann des Jahrhunderts von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Auch die Wittschaft Kräpelschagen machte sich auf; der alte Bauer Schumacher mit seinem eichernen Knieglock voran. Bismarck findet letztes Besuchen am dem Gespräch mit dem hiesigen Bauern, daß er auch seine Gemahlin daran theilnehmen läßt. „Wo sind Sie denn her?“

„Ja, weeten S', Herr Fürst, it büa ni Kräpelschagen, wat dor an de Schausse un an Se Eyr Neßschel liggt,“ und dabei wies er nach der Richtung hinüber. — „So, also vom Dorf mit den schönen Häusern.“

„Ja, Herr Fürst, dat seggen Se woll, schon hieser heimat ist, und wat dor inhört, heimat mi so of to. Wenn S' mi befohen dehn, tunn' Se mit en Kröfchuck upwoohn. Frisch Bobber, jöt Weis, Schinken, Eier, egegebend Brot und wat sonst so herford, amers Geld können S' nich bi uns befohen!“

„Aber ich sehe auf die Hofschleife, schüttelte den Kopf und wiederholte, ein recht süßsaures Gesicht machend: „Ne, Geld heimat mi nicht!“

„Aber ich sollte meinen, wo so schone Häuser sind, da sollte auch Geld sein.“

„Ne, Herr Fürst, dat heimat mi hant,“ erklärte Schumacher, und indem er dabei weiter denken machte, daß Lauenburg zwei Millionen häntliche Thaler bezahle, damit die Bewohner wieder ein Vaterland hätten, fügte er hinzu: „Dat seit de Poch uns aufhalt,“ sing dabei an zu schmunzeln und schlug sich wieder auf die Hofe, „dat heit de Preuß uns all af-halt!“ Bismarck lachte und wandte sich an seine Gattin: „Johanna, was sagst Du?“

„S' ist köstlich,“ versetzte die Fürstin. In dieser Weisung ging die Unterhaltung weiter. Das Gespräch kam auch darauf, Friedrichsruh durch Ankauf benachbarter Höfe und Ländereien zu vergrößern. Der alleingeseßene Bauer erschellte Kräpelschlage, warnte aber vor dem Erwerb eines sehr sandigen Grundstückes. „Und warum?“ fragte der Fürst.

„Ja, dor is noch keen Wensch up storken.“

„Aber dann muß es dort sehr gesund sein.“

„Ja, Herr Fürst, dat seggen Se woll, aber se loht dörher man immer wieder neal!“ — Beim Abschied schüttelte der Bauer dem Fürsten die Hand und sagte treuherrig: „Als it man seggen woll, so'n Mann as Se sind, is heit woll in de Welt sin Ansechtungen; aber biwiden Se hier man immer bi uns, mi dohn Se nig, we, mi dohn Se nig!“

Als ein paar Jahre danach das Memorial auf Bismarck in Kräpelschlage, bestyagte der alte Bauer zu Kräpelschagen: „Was heit S' seggt? Dore he nich bi uns Miwiden lunt, de oll Kräpelschlag, wat dohn so wat nich!“ — „De oll Kräpelschlag,“ sagte er nochmals in einem Ton, als wenn eine Mutter ihrem Kinde einen Vorwurf macht und doch zugleich sagen will: laß nur gut sein. Du bist doch mein Bestes, a mein Ueberbescht bist Du!“

„It heimat mit god nig segal,“ äwerts wenn nicht to raden, den is nich to befohen, fere he nich bi uns biwiden lunt?“

Biel Beileid wurde dem Reichstanzler von hoch und niedrig ausgesprochen im ganzen bescheiden Vaterland und ihm besagel, wie werth er allen je; als er aber erfuhr, wie Bauer Schumacher seiner Theilnahme Ausdruck verliehen, soll ihm das nicht am leichtesten gefallen haben. Bis zuletzt bewachte er ihm seine Sympathie.

Schicksale der Todten.

Die Zeit einiger Zeit in Paris ausgestellt Mumien aus Antioche erinnern den „Higaro“ an eine Anekdotte, die zwar wieder neu noch wahr, aber immerhin ganz unterhaltsam ist.

„Jetzt“ schreibt das Blatt, „ist es nicht schwer, mit Mumien auf Reisen zu gehen. Als aber zum ersten Male ein Megaphtole eine Mumie nach Europa brachte, wurde ihm die Einfuhr nicht leicht gemacht, denn die Zollbeamten wußten nicht, wie sie das fonderbare Ding classificiren sollten. „Haben Sie etwas Kolbars?“ fragten sie. — „Ja, eine Mumie,“ antwortete der Gelehrte. Die Zollner sahen ihn etwas blöde an, nahmen dann ihren Rath vor und suchten unter „Mu“. Aber im Rath stand nichts von Mumien. Nachdem man sich lange den Kopf zerbrochen hatte, beschloß man endlich, den einge-wickelten Pharaon als Pöbelstück zu verzoellen. Und so geschah es!“

Ein merkwürdiges Schicksal hatte auch der Körper eines im Anstande gestorbenen hiesigen Seemanns zu Ende des 18. Jahrhunderts. Die Leiche des Barons sollte auf dem Seewege von Frankreich nach Rußland gebracht werden. Ein russisches Schiff, das in Havre lag, hatte die Aufgabe zu erfüllen. Die Leiche war, um sie für die lange Fahrt zu conserviren, in Spiritus gelegt worden. Unterwegs aber betamen die russischen Matrosen Appetit auf den Spiritus. Sie öffneten das Faß, das den seligen Baront enthielt, tranken den Spiritus aus und warf die Leiche in's Meer.